



[Nachdruck verboten.]

Auf der Höhe des Jahrhunderts.

37) Roman von Gregor Samarow.

„Ja ja,“ rief Maritana, glücklich lächelnd und mit einem durch ihre Thränen strahlenden Blick zu ihm aufschauend, „ja sie thut Dir Unrecht, ich weiß es ja, mein Geliebter, aber verzeih' ihr, sie meint es so gut mit mir.“

„Gabe ich Dir nicht gesagt, meine Maritana,“ fragte der Kammerherr, „daß meine Liebe zu Dir niemals aufhören wird und daß ich Dir stets treu zur Seite stehen werde, und hast Du meinem Wort nicht geglaubt?“

„Ja,“ rief Maritana, „ja, ich glaube Dir, mein Glauben kann nur mit meinem Leben erlöschen, und auch Du, Rosina, Du sollst ihm glauben, Du sollst mich nicht quälen mit Deinen Zweifeln, die zwar mein Herz nicht erreichen, aber doch wie kalte Nebel den Sonnenschein meines Lebens trüben.“

„Ich bin Ihnen nicht böse, gute Rosina,“ sagte der Kammerherr, der Alten die Hand reichend, „es ist ja natürlich, daß Ihre Liebe Ihre Sorge erweckt, aber Sie werden sich auch davon überzeugen, daß Ihre Liebe zu Maritana nicht größer ist, als die meine.“

Rosina ergriff zögernd des Kammerherrn dargebotene Hand und sah ihn forschend an.

Dann blickte sie in Maritanas glückliches Gesicht. Auch ihre Augen wurden feucht und halb noch mürrisch sagte sie:

„Was soll ich machen, wenn ich mein theures Kind da so fest sehe in ihrem Vertrauen und ihrer Liebe, ich kann nur Gott bitten, daß er das Alles zum guten Ende führen möge.“

Sie schüttelte den Kopf und ging, leise vor sich hinstüßend, hinaus.

„Sie ist so gut und treu,“ sagte der Kammerherr, Maritana zärtlich an sich drückend, „aber sie vermag es nicht, sich über den eng begrenzten Gesichtskreis ihres Lebens zu erheben, nicht zu verstehen, daß der süße Reiz des Lebens des Geheimnisses bedarf, um seinen Schmelz nicht zu verlieren.“

„Aber ich,“ rief Maritana, „ich begreife das und bedarf nicht für das Glück des Augenblicks die Aussicht auf ein düsteres Asyl für eine ferne Zukunft. Ich weiß ja, daß Deine Liebe mir allein immer gehören wird, so lange unsere Herzen schlagen. O, könnte doch das mit dem Frühlingstraum der Jugend enden und dann — Senvoler comme un soufflé aux voutes éternelles.“

Sie zog ihn zu einem Fauteuil, setzte sich auf ein Tabouret zu seinen Füßen und blickte in liebevoller Hingebung zu ihm auf.

„Du bist aufgeregt, meine Geliebte,“ sagte der Kammerherr, ihr gelocktes Haar lieblosend, „Deine Nerven haben gelitten durch die Anstrengung des häufigen Auftretens, bei welchem Deine ganze Seele in Deiner Rolle aufsteht, darum hat auch solch ein thörichtes Geschwätz Einfluß auf Dich. Du sollst Dir einige Wochen der Ruhe gönnen und Dich von aller Berührung mit der Welt fern halten.“

„Ach ja,“ sagte Maritana seufzend, „die Ruhe würde mir wohlthun, und ich würde auch jetzt bei der nahen Weihnachtszeit einen Urlaub erhalten, den ich mir ohnehin ausbedungen, aber o mein Gott, die Trennung von Dir, wie sollte ich das ertragen!“

„Ich habe daran gedacht,“ sagte der Kammerherr, „hier in den Vororten der Residenz, welche in dieser Jahreszeit vollkommen Ruhe bieten, sind mit Leichtigkeit Wohnungen zu finden, dorthin solltest Du gehen, ich kann, so oft es mein Dienst erlaubt, zu Dir hinauskommen, und die ländliche Stille in der freien Natur, ob auch dieselbe jetzt ein winterliches Kleid trägt, wird Deine

Nerven beruhigen, Dir neue Kraft für die Kunst geben und Dein Herz stark machen gegen alle thörichtigen Sorgen, die ma Dir einzulösen suchen möchte.“

Maritana stand ganz glücklich auf und klatschte in die Hände.

„O das ist herrlich!“ rief sie, „ja Du hast Recht, ich bedarf der Ruhe und Einsamkeit, der Einsamkeit vor all den fremden Menschen, die meine Gedanken verwirren und Zweifel an dem Leben erregen wollen, das für mich meines Lebens Seligthum ist. — Allein mit mir will ich sein und mit Dir, dann werde ich das ruhige Gleichgewicht wiederfinden und den Glauben und das Vertrauen, das ich wahrlich nicht verloren habe und niemals verlieren kann, das mir aber doch entweicht und verkümmert wird durch die Zweifel und das Mißtrauen, welche die Welt Klugheit und Vorsicht nennt. Und nicht wahr, Du wirst kommen, Du wirst täglich kommen und mich nicht ganz allein lassen?“

„Täglich,“ sagte er lächelnd, „das kann ich Dir nicht versprechen. Du weißt ja, daß ich noch Sklave meines Dienstes bin; aber ich werde kommen, so oft ich mir einen Augenblick der Freiheit erringen kann, und mein Herz und meine Gedanken werden immer bei Dir sein.“

„Und,“ rief sie, „Deine Blicke werden den Sonnenschein in meine Einsamkeit bringen, und wenn ich dann wieder zurückkehre in diese trübselige Welt, dann werde ich die innere Kraft wiedergewonnen haben, über sie zu lachen und sie zu verachten, und keine Thräne soll ihr Geflüster wieder in meine Augen locken. Und sogleich, heute noch, will ich fort. Sogleich will ich zum Intendanten fahren und meinen Urlaub erbitten, und nicht wahr, Du begleitest mich, um mir ein verborgenes Asyl zu suchen, das mir,“ sagte sie, heiter lachend, „eine Brunnenkur im Winter ersetzen soll.“

„Ich siehe heute ganz zu Deiner Verfügung,“ sagte der Kammerherr, „und werde in einer Stunde wiederkommen, Dich abzuholen.“

Maritana fuhr sogleich zum Intendanten und erlangte ohne Mühe ihren Urlaub.

Der Kammerherr begleitete sie dann nach einem der nächstgelegenen Vororte, und schnell war eine freundliche möblirte Wohnung gefunden.

Mit fast ängstlicher Hast ordnete sie, nachdem die Miethe abgeschlossen war, ihren Koffer, in welchem sie nur die nothwendigsten Gegenstände mitnahm, und bezog noch denselben Abend ihr Asyl, wie sie es scherzend nannte, obwohl Rosina zu dieser plötzlichen Abreise den Kopf schüttelte.

Der Kammerherr blieb bis zum letzten Zuge, der nach der Residenz zurückfuhr, bei ihr, und sie war so glücklich, so ausgelassen fröhlich, wie sie's seit langer Zeit nicht gewesen war. Zuweilen schien es, als ob sie ihm etwas sagen wolle. Ihre Natur scheute alle Dunkelheit, und fast drängte es sie, ihm ihre Begegnung mit Georg Atkins mitzutheilen. Aber wenn er sie dann fragte, ob sie irgend etwas bedrücke, so schüttelte sie lachend den Kopf. Alle Wolken, die über dem reinen Himmel ihres Lebens hingezogen waren, sollten für immer verjehent sein. Atkins war ja nicht wiedergekommen und hatte keinen Versuch gemacht, sich ihr zu nähern. Warum sollte sie von einem so unbedeutenden Vorfall sprechen, der ja vielleicht ihn beunruhigen und gar peinliche Folgen haben könne.

So kehrte denn der Kammerherr, höchst zufrieden mit dem Gange der Dinge, nach seiner Wohnung zurück. Alles schien ja seinen Plänen und Hoffnungen entsprechend sich zu entwickeln, die Entscheidung über seine Zukunft stand nahe bevor, er zweifelte nicht, daß Maritana, wenn einmal die vollendete Thatsache nicht mehr zu verbergen wäre, sich mit derselben versöhnen würde.

* * *

An demselben Abend trat Kiesel im einfachen bürgerlichen Anzug zu Georg Atkins ein, der, mit seinen Korrespondenzen beschäftigt, am Schreibtisch saß.

„Nun,“ fragte dieser, „was bringst Du, Du siehst ja aus, als ob Du etwas Besonderes zu melden hättest.“

„So ist es,“ erwiderte Kiesel, „wenigstens etwas Anderes, als alle die Tage her, und da Sie ja ganz genau unterrichtet über Alles sein wollen, was der Kammerherr von Holberg thut, so mag es wohl auch etwas Besonderes sein.“

„Nun, was thut er?“ fragte Atkins aufhorchend.

„Er ist mit der Sängerin Maritana nach dem nächsten Borort hinausgefahren, dort haben sie eine Wohnung gemiethet und Fräulein Maritana ist eine Stunde später, von dem Kammerherrn begleitet, mit ihrer Dienerin dort eingezogen. Der Kammerherr ist zurückgekehrt, die Sängerin ist aber dort geblieben.“

Atkins erblickte und preßte die Lippen aufeinander.

„Das ist immerhin etwas,“ sagte er dann ziemlich gleichgültig, „Alles interessirt mich, was dieser Kammerherr treibt. Du hast Deine Sache gut gemacht, fahre fort, ihn zu beobachten, jetzt bedarf ich Dich nicht mehr. Du wirst müde sein. Nimm eine Flasche Wein aus unserem Vorrath, Dich zu stärken.“

Kiesel zog sich sehr zufrieden zurück und Atkins stützte nachdenklich den Kopf in seine Hände.

„Alles stimmt zusammen,“ sagte er, „Mersmann schreibt mir, daß der alte Diener des Barons Holberg, dem er zuweilen begegnet, wenn jener die Post für seinen Herrn halt, und dessen Vertrauen er durch tüchtiges Schelten auf den Dünkel der Selbstheil erworben, ihm ganz freudig erzählt habe, das Fräulein und der Kammerherr, der ein vornehmer und vortrefflicher Herr sei, würden ja nun bald ein Paar werden. Nach der Bemerkung des Justizraths Vordach sind die Verhältnisse des Barons auf Altenholberg in glänzender Weise geordnet; der Augenblick ist da, um jenen hochmüthigen Hofmann, der sich mir in meinen Weg gestellt, auf zwei Punkten zu treffen — nun soll er meine Macht empfinden. Der Mann, der Maritana mir entfremdet, soll gebrochen werden, und vielleicht thue ich ein Werk, wenn ich die braven Leute dort oben in dem alten Schloß davor bewahre, ein Opfer der Pläne dieses Schleichers zu werden!“

Er verschloß, wie immer, sorgfältig seine Papiere und zog sich in sein Schlafzimmer zurück.

13.

Der Freiherr Rochus war seinem Versprechen gemäß nach Meinhardts Garnisonstadt gefahren. Marianne mußte ihn begleiten, und unterwegs theilte er ihr Meinhardts Herzensangelegenheit mit, wie er dieselbe durch den Vetter Heinrich erfahren, der so warm für Meinhard gesprochen, daß er in dem Augenblick, in welchem Gott ihm so unerwartet Hülfe in der Noth gesendet, nicht habe widersehen können, obwohl er eigentlich ganz andere Pläne gehabt habe.

„Das hat er gethan,“ rief Marianne, „o, und ich habe ihn für kalt und auch für stolz und hochmüthig gehalten — wie wehe thut es mir, daß ich ihm Unrecht gethan, und ich will es ihm von Herzen abbiten.“

„Das mußt Du thun,“ sagte der Baron, „auch ich habe ihn erst in dieser schweren Zeit als treuen Freund kennen gelernt; sind seine Bemühungen, mir zu helfen, auch überflüssig geworden, so hat er doch Alles, was er vermochte, aufgeboten und ist nicht vor unserem Unglück zurückgewichen, wie vor einer ansteckenden Krankheit; er trägt seine brave, edle Gesinnung nicht auf den Lippen, aber im Herzen.“

Ich bin stolz darauf, daß er meinen Namen führt und uns bald noch näher stehen wird, denn auch diesen Wunsch hat unsere Unglückszeit nicht in seinem Herzen erlöschen lassen.“

Der alte Herr erschrak über das Wort, das ihm über die Lippen getreten war, und sah einen Augenblick verlegen aus dem Fenster des Koupées hinaus, während Marianne, schüchtern erröthend die Augen niederschlug.

„Nun,“ sagte der Baron, sich kurz wieder zurückwendend, „da ist mir das so hinausgefahren, obgleich ich versprochen hatte, nicht davon zu sprechen, aber es hat ja nun nichts mehr zu sagen, da Alles sich so gut gewendet und für Dich,“ fügte er lächelnd hinzu, „mag es ja wohl auch kein Geheimniß mehr sein, daß der Vetter Heinrich uns noch näher treten, daß er ganz und gar zu unserer Familie gehören möchte. Ich sollte nicht davon sprechen, um Dir ganz freien Entschluß zu lassen, aber Ihr

scheint so gute Freunde geworden zu sein — da wird er auch wohl nicht mehr eine so strenge Zurückhaltung beobachtet haben, nicht wahr?“

Marianne erröthete noch tiefer, und als der Baron ihre Hand nahm und sie lächelnd ansah, da flüsterte sie leise:

„Er hat mir Worte gesagt, mir Andeutungen gemacht, die ich kaum mißverstehen konnte. Und wie falsch habe ich ihn beurtheilt, wie habe ich in ihm nur den glatten und kalten Hofmann gesehen, den ich keines warmen Gefühls fähig hielt.“

„Nun,“ rief der alte Herr freudig, „ich sehe schon, es steht Alles gut — o wie dunkel war es noch vor Kurzem um uns her und wie ist mir jetzt so freudig warm um's Herz, auch ich war wohl von falschem Ehrgeiz besungen und suchte das Glück da, wo es vielleicht nicht zu finden ist. Von nun an will ich dankbar sein für Alles, was Gott gegeben, und nun soll auch der gute Meinhard glücklich sein, wie er sein Glück versteht.“

Marianne lehnte sich an die Schulter ihres Vaters und küßte dessen Hand, und der alte Herr plauderte in heiterster Laune von allen möglichen Zukunftsplänen, denen sie schweigend zuhörte, bis sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Gasthof gingen Beide, ohne Meinhard von ihrem Aufenthalt zu benachrichtigen, nach dem Hause des Amtsgerichtsrath Müller.

Die Amtsgerichtsräthin empfing den angemeldeten Besuch verlegen und unsicher, sie wußte nicht recht, was sie aus dieser Erscheinung des als so stolz und hochmüthig bekannten Barons in ihrem Hause machen solle, aber wagte es auch nicht, denselben einfach abzuweisen, um nicht gegen die Form der Höflichkeit zu verstoßen.

Der Freiherr Rochus hatte den Johanniterorden mit dem weißen achtpispigen Kreuz auf der Brust angelegt, er sah ungewöhnlich würdig und vornehm aus. Die Erscheinung seiner hohen Gestalt mit dem edel geschnittenen ersten Gesicht imponirte der wenig in der Welt bekannten Frau und machte sie noch befangener.

Bertha stand zitternd neben ihrer Mutter, sie war von dunkler Röthe übergoßen und starrte den Baron ängstlich an. Diese so plötzliche, unerwartete Erscheinung von Meinhardts Vater trat ihr wie ein erschreckendes Räthsel entgegen, dessen Lösung sie angstvoll suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeare's Geburtstag in Stratford.

Man schreibt aus London vom 26. April: Am 23. April beging das Städtchen Stratford am Avon, wie alljährlich, die Wiederkehr von Shakespeare's Geburtstag. Die guten Mitbürger des größten Dichters aller Zeiten und Nationen haben keinen besonderen Sinn für die dramatische Kunst, noch nicht einmal genug, um ihr kleines, herrliches Shakespeare-Gedächtnistheater mehr als 14 Tage im Jahre offen und im Gange zu halten, aber sie haben praktischen Sinn genug, um zu begreifen, daß Shakespeare's Name eine gute Zugkraft besitzt, und so beuten sie ihn gründlich aus. Wo man geht und steht, blicken den Besuchern, die von allen Enden Englands herbeiströmen, des Dichters Bilder und Büsten entgegen, die Zeitungsungen auf der Straße rufen Lebensbeschreibungen von ihm aus, Shakespeare-Köffe, Shakespeare-Gläser, Shakespeare-Federn, ja Shakespeare-Hemden und Stiefel stehen überall zum Verkauf aus, und selbst der Stratford'sche Pferde- und Wagenverleiher führt den Namen des Dichters im Schilde. Man kann in den zwei Festwochen im guten Stratford nichts kaufen, auf das der „Genius Shakespeare“ oder doch wenigstens der Handelsinn seiner Landsleute nicht seinen Stempel gedrückt hat.

Alle Gasthäuser, alle Privatwohnungen von Fremden überfluthet, und ein Zimmer, ein Bett sind für alles Geld der Erde nicht mehr zu haben. Denn da die Eröffnung der Jahresfeier und der Festspiele auf den zweiten Osterfeiertag fiel, so hat mit Hilfe der billigen Ausflugsstarife alle Welt sich in Stratford ein Rendezvous gegeben. Troßdem hört man, wo man geht und steht, nicht etwa von Shakespeare und der Festvorstellung die Leute reden, sondern von ihren — Fahrrädern und photographischen Apparaten. Von zehn Besuchern sind nämlich neun

mittels Rades nach Stratford gekommen, und mindestens die Hälfte von ihnen hat ihre Cameras mitgebracht, obwohl an Ort und Stelle genug Photographien Stratfords und für wenig Geld zu haben sind, um mit ihnen den ganzen Weg zwischen London und der Woonstadt zu pflastern. Und den ganzen Tag lang sieht man die Schaaren der Touristen mit ernstern Mienen von Ort zu Ort wandern und „im Schweitze ihres Angesichts“ die historischen Plätze Stratfords abspilgern. Es ist, als wäre Niemandem gestattet, sich der Ruhe zu erfreuen, bis er alle Sehenswürdigkeiten bis auf den letzten Holsplitter und das letzte Steinchen abgearbeitet hat.

Und wie leicht einem das Alles gemacht wird! Ein blinder Shakespeare-Pilger fände den Weg zu dem Häuschen der Anna Hathaway, der Gattin des Dichters. Die Hufen auf der Straße drängen Jehen in den rechten Weg, ob er will oder nicht. Steht man dann endlich vor den historischen Hütten und zögert noch, welcher man sich zuwenden soll, so kommen gleich ein halbes Duzend alter Damen in weißen Häubchen von ihren Hausthüren auf den Fremden zugehumpelt und gestikulieren ihn in den Tempel der Shakespeare-Begeisterung hinein. Ja, da ist wirklich und leidhaftig die alte, fünfundachtzigjährige Mrs. Baker, die letzte Abkömmling der Hathaway's (Frau Shakespeare's Mädchennamen), und sie und ihr Schwiegertöchterlein führen Dich sofort durch die heiligen Stätten, wo der Dichter gelebt und geliebt hat, und zeigen Dir sogar Menchens Schlafzimmer! Fragst Du aber die guten Frauen in ihren mächtigen Bauernhauben, ob sie auch ein Exemplar von Shakespeare's Werken im Hause haben, so sagen sie Dir, es sei wohl irgendwo eins auf dem Boden, genau müßten sie es nicht, zum Lesen kämen sie gar nicht, kaum zum Deffnen der Bibel. Es hieße auch, Shakespeare sei so schwer zu verstehen, noch schwerer als die heilige Schrift, und diese sei stellenweise schon schwer genug. Wahrlich, in dieser Umgebung ist Alles noch so altvorderlich, daß man sich mitten in's Elisabethische Zeitalter versetzt glaubte, wenn nicht plötzlich — klimper — klimper — die Töne eines Klaviers aus der Nachbarschaft herüberbringen.

Bist Du nun glücklich wieder auf die Straße gelangt, so hat Dich auch gleich ein Bübchen am Arm und besteht darauf, daß Du ihn zum Hause Shakespeare's begleiten sollst. „Shakespeare?“ fragst Du mit künstlerischem Erstaunen. „Wer ist denn das?“ — „Oh!“ antwortet der Kleine, „das ist der berühmte Wilddieb von hier!“ Der größte Mann, der je gelebt!“ — Im Geburtshause des Dichters angekommen, findest Du es vollgestopft mit Andenken aller Art, Bildern, Büsten, Dokumenten, Pergamenten, und Du erfährst, daß, während William Shakespeare, der Sohn, den „Hamlet“ schreiben konnte, John Shakespeare, der Vater, noch nicht einmal seinen Namen zu schreiben im Stande war! Am meisten interessieren hier die Portraits des Dichters. Die Mannigfaltigkeit der Sammlung ist erstaunlich. Die zeitgenössischen Bilder geben aber ein wirklich jammervolles Bild von dem großen Barden und können unmöglich ähnlich gewesen sein. Was? Dieser dickebackige, rothlippige, kuhäugige Mensch da soll die 37 Dramen geschrieben haben, welche die Welt noch heute in Athem halten! Nun, es braucht's auch Niemand zu glauben! Ist doch die Todtenmaske vorhanden, die ein bischen anders aussieht und von dem ungeheuren Idealkopfe des großen Dichters einen unauslöschlichen Begriff giebt. Man kann sich kein Gesicht von ehrwürdigerer Schönheit denken, und die Verwalter des Shakespeare-Museums thäten am besten, die übrigen Asterportraits allesammt in den Woon zu werfen, wo er am tiefsten ist.

(Nachdruck verboten.)

Der Mai ist gekommen!

Von S. C. Schmidt, Kunst- und Handelsgärtner in Erfurt.

Mit dem Mai beginnt für den Gartenfreund der Anfang jener Periode, welche man als die der „Gemüßmonate“ bezeichnen kann. Legte der Winter jede Thätigkeit lahm, so waren der März und der April wiederum Monate strengster und härtester Thätigkeit, die arbeitsvolle Zeit für Graben, Rigolen, für Pflanzen größerer Bäume und Sträucher. Was wir vom Herbst ab der Erde anvertrauten, das bringt der Mai nun allmählich zur Erscheinung und in der Erfüllung aller Hoffnungen findet der Gartenfreund den schönsten Lohn für vorausgegangene saure Wochen. Was im Mai zu thun übrig bleibt, sind die feineren Arbeiten. Die gefährlichen „Drei Gestirnen“ standen immer noch drohend und schadenfroh im Hintergrund und erst, da sie

vorüber sind, bepflanzt man im Ziergarten die Teppichbeete mit den garten Pflänzchen, die in von Jahr zu Jahr sich steigender, reicher und farbenfreudiger Abwechslung eine so bequeme Handhabung bieten, um die reizvollsten Formen und Zusammenstellungen bilden zu können. Unter den für Teppichbeete blühenden Pflanzen nimmt die vor einigen Jahren entstandene Neuheit „Begonie Vernon“ und die noch kleinere Begonie „Teppichkönigin“ einen hervorragenden Platz ein.

Im Blumengarten pflanzt man Gladiolen, Georginenzwiebeln und Lilien, ebenso Astern, Levkojen, Phlox, Scabiosen, Zinnien, Balsaminen, Centaurea, kurz die ganze Schaar der Sommer- und Herbstblumen, die man im Kasten vorgezogen und bis dahin sorglich behütet hatte. Es sei dringend daran erinnert, die Pflanzlöcher bequem und weit zu machen, damit die Wurzeln gerade und umgenickt hineinkommen. Es wird in diesem Punkt noch sehr viel geübert.

Auch die Zimmerpflanzen kommen, soweit sie wetterfest sind, hinaus in die Maienluft. Man stellt die Töpfe aber nicht oben auf den Boden, sondern senkt sie ein. Mit einem spitzen Pfahl macht man durch kreisförmige Bewegungen ein trichterförmiges Loch. Der Topf steht dann unten hohl, das Wasser läuft gut durch und die Regenwürmer können nicht durch das Abzugsloch hineinkommen.

Im Gemüsegarten erübrigt noch außer den Aussaaten, welche als Folge der bereits im März und April vorgenommenen fortgesetzt werden, das Auslegen oder Auspflanzen der Samen von Bohnen, Gurken und Kürbissen. Die empfehlenswerthe Neuheit ist von Bohnen die „Zuli-Stangenbohne“, welche die früheste aller Sorten und von einer geradezu verblüffenden Tragfülle ist. Auch eine neue gelbschotige Flageolet-Wachs-Buschbohne, die im Gegensatz zu den bisher bekannten Wachs-Buschbohnen weiche Bohnen in sich birgt, wird die anderen in kurzer Zeit verdrängen, da bei farbigen Bohnen die Schoten in älterem Zustande nicht mehr gut für die Küche verwendet werden können. Die früheren Saaten der verschiedenen Gemüßsorten werden, wenn zu dicht aufgegangen, verdünnt, gebäckt, reingehalten und wenn nöthig gegossen. — Die Erdbeeren werden bei trockenem Wetter gut bewässert. Das heißt aber nicht ein bischen plättschern, sondern volle Kannen geben! Bei hochstämmigen Stachel- und Johannisbeeren entferne man alle sich bildenden Wurzelschoße, ebenso bei Rosen. Den Spargel, dies köstlichste aller Gemüße, wolle man recht vorsichtig stechen, die Erde rund um die Stange mit dem Finger stets vorher entfernen, das Loch aber wieder glatt streichen. Es sind mancherlei Apparate und Messerformen zum Stechen erfunden, sie laufen jedoch mehr oder minder auf Spielerei hinaus. Man wähle das einfache, lange, schmale Spargelmesser, jedoch mit einem platten Anopf an der Spitze, der an den unterirdischen, nicht sichtbaren anderen Trieben abgleitet.

Von schädlichen Insekten erwirbt sich im Mai vor Allen der Apfelblüthenstecher eine traurige Berühmtheit. Man geht ihm am besten zu Leibe, wenn man mit einer oben beschwerten Stange an die Aeste schlägt. Der kleine gefräßige Kerl ist schlecht auf den Beinen. Bei einem kräftigen, kurzen Ruck fällt er herunter und auf das untergelegte Tuch. Ein Bad in Seifenwasser bereitet ihm einen schnellen, schmerzlosen Tod.

Im Uebrigen sind unsere besten Mittkämpfer im Streite gegen die Insektenwelt alle eingezogen. Schutz den Vögeln vor Menschen und Katzen! Alle sind sie da, Nachtigall und Grasmücke, Lerche und Amsel, Fink und Pirl, Drossel, Hänfling, Zeisig mit ihrem herzerfreuenden Gesang, der in immer wieder neuen Tönen verkündet: „Der Mai ist gekommen!“

Auch wir jubeln ihm bei einer Maibowle in der Gartensalbe entgegen. Dafür noch eine kleine praktische Andeutung. Man hole sich von dem würzigen Waldmeister vor der Blüthe die ersten feinen Spizen, da die Blüthe den Duft des edlen Krauts nicht unwesentlich erschöpft. Eine Hand voll lasse man 6 Stunden in $\frac{1}{8}$ Liter Sherry ziehen und hat dann etwas ganz besonders Gutes für Feinschmecker und Kenner. Ein halber Theelöffel genügt für eine Flasche Wein. Wohl bekommt's!

Allerlei.

Was das Volk liest. In der Neclamschen Universal-Bibliothek in Leipzig sind bisher seit 1867 3650 Nummern erschienen. Nach einer statistischen Darlegung von Anton Bettelheim zu dem neuen Katalog über den Inhalt der kleinen rothen Heftchen fand den stärksten Absatz unter allen Nummern Schillers „Tell“: 619 000 Exemplare. Ihm zunächst kommt „Hermann und Dorothea“: 490 000 Exemplare und

"Faust", Erster Theil: 290 000 Exemplare. Mit und neben den Deutschen behauptet sich auf gleicher Höhe Shakespeare, der, von Anfang der Grundriss, bis zur Stunde eine Tragsäule der Sammlung geblieben ist. Phantastisches „geht“ auch wohl gut: aber es gilt schon als Ereigniß, wenn ein utopischer Staatsroman, wie Bellamys „Rückblick“, in 219 000 Exemplaren und sein grell realistisches Gegenstück — Rennans aus der Wirklichkeit geholtes „Sibirien“ nicht viel „schwächer“ verkauft wird. Die Aufnahme einzelner den Massen vornehm schwerer oder gar nicht zugänglichen Autoren bei den Abnehmern der Pfennighefte findet wiederum in Zahlen ihren deutlichen Ausdruck: die sämtlichen Schriften Schopenhauers, die 30 Jahre nach seinem Heimgang in der Universalsbibliothek erschienen, erlebten seit 1891, in nicht ganz fünf Jahren, eine Reihe von Auflagen, deren Absatz sich auf 33 000 Exemplare beläuft: eine Ziffer, welche die kostspieligen Originalausgaben schwerlich innerhalb eines doppelt und dreifach so langen Zeitraumes erreichen. Uhlend, Senau, Heine wurden seit der Aufnahme in die Universalsbibliothek mehr als Einem, der bis dahin nicht viel mehr als ihren Namen gehört, Lebensfreunde. Otto Ludwig bringt erst durch Neclam mit den meisten seiner Werke ins Volk. Und hier erfüllt sich ebenso Hebbels heißer Wunsch: seine Dichtungen „möchten ihren früheren Bruchstück abwerfen, um sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einem Bauernkittel von Fließpapier herumzutreiben.“ Turgeneff, Ibsen, Tolstoj, Daudet haben zu den Erfolgen der Universalsbibliothek ebenfalls mitgeholfen. Ueber diesen Führern der Neuen wurden indessen die Siedlinge der älteren Generationen nicht vergessen: Scott hat nur mit dem „Joanhoe“ 45 000, Dickens mit den „Widwiddien“ 40 000 Getreue gefunden.

Ein Tiger mit einem Glasauge. Der Besitzer einer großen Menagerie in Süddeutschland hat kürzlich an einem sehr werthvollen Tiger eine gefährliche Augen-Operation vornehmen lassen, die wider Erwarten gut abgelaufen ist. Der Tiger litt an einer starken Entzündung der Augennäse, die den Verlust des rechten Auges zur Folge hatte. Da das einäugige Raubthier auf das Publikum einen schlechten Eindruck zu machen schien, ließ der Besitzer ein gläsernes Auge anfertigen, das sich im Aussehen nicht von dem andern in wildem Feuer blühenden Seeborgan des Tigers unterschied. Die Operation, die nöthig war, um das ausgelaufene Auge herauszunehmen, war für die Operateure jedenfalls gefährlicher, als für den unheimlichen Patienten selbst. Das Thier wurde im Cocainnarose verlest, und mehrere mit Niesenträften ausgestattete Wärter mußten den Tiger niederhalten, bis die Letzte ihre Arbeit vollendet hatten. In der ersten Woche war das wilde Thier sehr ungeduldig und versuchte durch wüthendes Reiben das kunstvoll eingelegte Auge zu entfernen. Nun aber hat es sich zufrieden gegeben und blickt ebenso wild mit dem künstlichen wie mit seinem eigenen Auge auf die neugierige Menge.

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern.“

Liebesbrief.

Wenn der Sommer kommt,
Wenn die Rosen blüh'n,
Wird Dein Herz in Liebe
Noch für mich erglüh'n?"

Wo fragt mein Schatz,
Und es ist April,
Und wie kann ich wissen,
Was ich später will?"

Bis der Sommer kommt,
Bis die Rosen blüh'n?
Ach, was kann geschehen
Bis dahin!

Im L'été-à-tête.

Er: Wenn ich Ihnen nun jetzt einen Kuß gäbe, würden Sie dann Ihre Mutter rufen?

Sie: Ach nein, Mama macht sich nicht viel aus Küßen!

Höchste Devotion.

Der fürstliche Dilettant: Lieber Hofrath, ich werde jetzt Ihr Porträt in Del malen.

Hofrath: Ich werde mir größte Mühe geben, Hoheit, auf dem Bilde recht ähnlich auszufehen!

Liechen im Ballet.

„Nun, was sagen Sie zu dem Solotanz?“

„Hören Sie, ich mechte Sie keine Valledöde sein — wänn Einem da emal 's Wein einschlafen thut, is Sie die Blamage fertig!“

Dosschaft.

Wirth eines kleinen Gasthauses: War mir eine große Ehre, den Direktor eines Hoftheaters mal eine Nacht in meinem Gasthaus herbergat zu haben. Halten Sie sich denn während Ihres Hierseins kein Privat-Logis?

O doch, aber hin und wieder logire ich mal in einem Gasthaus, um für Zuwachs und Ersatz meiner Bühnenmitglieder zu sorgen!

Berechtigte Vorsicht.

Gast im Café: Kellner, zahlen!

Kellner: Sie hatten eine Schale braun, ein Hörnchen, macht 30 — — danke verbindlichst.

Gast: Wie spät mag es jetzt wohl sein?
Kellner: Akkurat fünf Uhr.
Gast: Ist das Normalzeit?
Kellner: O ja, gewiß, unsere Uhren gehen ganz genau.
Gast: Würden Sie demnach vor Gericht unter Eid aussagen können, daß ich mich heut Nachmittag von halb fünf bis fünf hier im Café aufgehalten habe?

Kellner: Haben's denn einen Prozeß, Herr Müller?
Gast: Gut, daß Sie mich bei meinem Namen ansprechen. Sie sind also über meine Identität im Klaren, Sie wissen ganz genau, wer ich bin und wie ich heiße.

Kellner: Na, der Herr Müller verkehren ja schon über ein halb Jahr bei uns.

Gast: Sehr gut. Notiren Sie das Datum: Sonnabend, den 17. April, ich will es mir auch in mein Notizbuch schreiben.

Kellner: Aber zu was machen's denn Ihnen so viel Umständ'?
Gast: Heutzutage muß man über jede Stunde Rechenschaft ablegen können. Es könnte doch gerade irgendwo ein Verbrechen begangen worden sein, und für diesen Fall will ein ich unwiderlegliches Alibi zu erbringen im Stande sein!

D weh!

Miether: Gestatten Sie Ihrem Miether, Hunde zu halten?
Wirth: O gewiß!
Miether: So, dann nehme ich die Wohnung nicht!

Doppelsinnig.

Herr: Mein Fräulein, der Wein scheint Ihnen etwas zu Kopf geflogen zu sein!
Dame: Jawohl, es ist nur gut, daß Sie mich begleiten, mit solchem Affen bin ich noch nicht nach Hause gegangen.

Ein Glückspilz.

Gläubiger: Sie sagten mir doch, Sie hätten 3000 Mk. in der Lotterie gewonnen, und nun sind es nur 300?
Schuldner: Ja, das Glück machte mich schwindeln!

Zu viel verlangt.

A.: Warum schreit denn die Sau so?
B. (Schlächter): Weil sie abgestochen wird! Soll sie vielleicht dazu jodeln?

Autorität.

Professor: Können Sie mir den Pythagoräischen Lehrsatz beweisen?

Gymnasiast: Nein; in dieser Hinsicht verlasse ich mich völlig auf Pythagoras selbst: er würde nicht hundert Dölsen geopfert haben, wenn dieser Lehrsatz nicht wahr wäre.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die reich ausgestattete Ockernummer der **Illustrirten Zeitung vom 15. April** eröffnet die Komposition „Osterguß für Pianoforte“ Raoul v. Roczak's, von dem jugendlichen Künstler eigens diesem Blatte gewidmet. Die doppelseitige Kunstbeilage „Kreuzabnahme“ nach Georg Bappert's ist eine Festspende des in der Kraft der Charakteristik hervorragenden Meisters, an den sich die „Pieta“ Karl Hartmanns und der „Osternorgen“ nach einer stimmungsvollen Originalzeichnung Rich. Büttners anschließen. In den Beginn der Charwoche fiel die Nachricht vom Ableben des deutschgefinnten Großherzogs Friedrich Franz III., der fern der mecklenburgischen Heimath im schönen Südranckreich von frühzeitigem Tode dahingerafft wurde; von diesem Fürsten, wie von dem drei Tage früher verbliebenen Staatssekretär Heinrich v. Stephan bringt die Nummer treffliche Portraits. Der gewandte Stift Simmers hat die Trauerfeier für den unvergesslichen Gründer des Weltpostvereins im Licht des neuen Postmuseums festgehalten. Eine werthvolle Gabe der Zeitung ist auch die neueste Marinetablelle Kaiser Wilhelms II. in verkleinerter Kaffmilch-Nachbildung des Originals mit den Anmerkungen des Monarchen über den Zustand der Kreuzerflotte heute und vor zehn Jahren. Hier muß auch des Portraits des Chefs der Marine-Station der Dflzer, Hans Kösters, gedacht werden, der am 22. März zum Admiral befördert wurde. Ein anderes Bildniß bringt die freundlichen Buge der am 1. April im 87. Lebensjahre aus dem Leben gerufenen, weiblich gefassten und beliebten Jugendschriftstellerin Thessa v. Gumpert. Nach dem südsächlichen „Kriegschauplatz“ geleitet die Gruppe marschbereiter griechischer Bergjäger und die Ansicht des malerisch gelegenen Klosters zum heil. Stephanos in Thessalien. Ein ansprechendes Porträt erinnert an August Hagen, den Autor der oft neu aufgelegten und bis heute noch unübertroffenen Nürnberger Künstlernovelle „Morica“, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, während die geniale Schöpfung Anton Dohrn's, die vor 25 Jahren begründete Zoologische Station zu Neapel, in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung von berufener Feder sachkundige Würdigung erfährt.

